UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Universitätsbibliothek Paderborn

Grundsätze der Kritik

Kames, Henry Home <Lord>

Leipzig, 1790

VD18 80108946

Berichtigungen und Zusätze.

urn:nbn:de:hbz:466:1-50508

Visual Library

Anmerkungen, Berichtigungen und Zusätze.

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

(1.)

Zu S. 1.) So schwach die Gründe sind, durch welche man die Sterblichkeit der Thierseelen darzuthun sucht, eben so schwach sind auch diejenigen Gründe, aus denen man sich für berechtigt hält, ihnen alle Vorstellung von Schönheit, Ordnung u. s. w. abzusprechen. Höchstens beweisen sie, daß die Begriffe der Thiere von diesen Dingen nicht immer die unsrigen seyn können. Auf alle Fälle aber fehlt noch viel an einem vollständigen Beweis, daß die Ordnung, Regelmäßigkeit und Zusammenstimmung, die auch wir Menschen in den meisten Handlungen und Werken der Thiere nicht verkennen können, blos eine Folge des blinden Instinkts wären.

(2.)

Zu S. 3.) Ein unmittelbares Gefühl kann es nicht seyn, sonst würde es bey allen Menschen gleichartig wirken: alle würden Eine Sache für anständig oder unanständig halten. Die von dem Verf. angeführten Beyspiele streiten selbst gegen seinen Satz. Es hat Zeiten gegeben, und giebt vielleicht jetzt noch Orte,

wo man ein kleines Frauenzimmer ohne einen großen Fischbeinrock für weit lächerlicher halten würde, als mit demselben. Die Calenda, einer der üppigsten, unanständigsten Tänze, wird in allen spanischen und portugiesischen Besitzungen selbst von Ordensgeistlichen, in den Kirchen und bey Prozessionen getanzt. Nicht angeborne Gefühle und Begriffe von Schicklichkeit und Anstand leiten die Urtheile der Menschen, sondern die Vorstellung des Ueblichen; oder vielmehr, alle jene Begriffe entspringen erst aus dieser letztern.

(3.)

Zu S. 6.) Nicht alle Philosophen werden dem Verf. den so bestimmten Unterschied zwischen abgeleiteten und ursprünglichen Verhältnissen einräumen. Die Kantische Schule z. B. läugnet ihm geradezu ab, daß sich ursprüngliche Verhältnisse zwischen den Dingen in dem angegebenen Sinne beweisen lassen. Indeß ändert das hier in der Sache selbst nichts. Ein wesentlicher Unterschied, in Rücksicht unserer, ist immer vorhanden. Es ist wahr, die Verhältnisse der Aehnlichkeit, Gleichheit u. s. w. hängen nicht von uns ab, wir können nicht machen, daß sie anders erscheinen: allein davon liegt der Grund nicht in den Gegenständen, an denen wir sie wahrnehmen, sondern in uns selbst, in der unveränderlichen Form unserer Anschauung: man könnte sie also unwandelbare Verhältnisse nennen; so wie

diejenigen, die der Verf. abgeleitete nennt — wandelbare, weil sie eben so veränderlich sind, als die Empfindungen, die eine und dieselbe Verbindung derselben Gegenstände zu verschiedenen Zeiten in den Menschen erregt.

(4.)

Zu S. 8.) Man lese die Stelle selbst nach, (Le Lutrin, Ch. VI.) und man wird finden, daß sie den über sie ausgesprochnen Tadel nicht verdient. Durch die feine Wendung, die der Dichter nimmt, wird diese kurze Lobrede selbst ein wesentlicher Theil des Ganzen. Er braucht sie als Entschuldigung, warum seine scherzende Muse eine Aufklärung, die man noch von ihr fodern dürfte, nicht geben könne. Sie würde, sagt er zu dem Präsidenten Lamoignon, dem er den Namen Arist giebt, vor dir von dir selbst sprechen müssen. Es geht ihr, wie einem jungen Advokaten, der zum erstenmahl vor den Schranken des Gerichtssaals und vor dir als Richter, erscheint. Er zögert, stammelt, verstummt. So fein dieses Lob ist, so glücklich ist es angebracht, und keinesweges in einem unschicklich feyerlichen Tone vorgetragen. Die ganze Stelle mußte dem Verf. nur in einer dunkeln Erinnerung vorschweben, sonst hätte er sie unmöglich so tadeln können.

(5.)

Z. S. 9.) Unter diesem Titel sind bekanntlich sämtliche philosophische Werke Shaftsbury's zusammengedruckt. Der Verf. zielt hier auf das erste Kapitel der Miscellanies. In diesen Vorwurf stimmen auch andere englische Kunstrichter ein. Z. B. Blair in seinen Vorlesungen über Rhetorik u. sch. W. II. B. S. 61. der deutschen Uebers.

(6.)

Zu S. 11.) Virgil. Aen. L. VIII. v. 625. — Iliad. XVIII. v. 480. — Avent. d. Telemaque, L. XVII. — Aehnliche Schilderungen anderer Dichter sind: der Schild des Herkules, den man dem Hesiod zuschreibt; Sil. Ital. L. II. — Quint. Calab. L. V. — Nonnus, L. XXV. — Vielleicht hätte der Verf. den Tadel Homers zurück behalten, wenn er dabey folgende Umstände in Erwägung gezogen. In den ältesten Zeiten waren die Waffen der Putz der Männer; je ungebildeter der Geschmack einer Nation ist, desto mehr liebt sie das Reiche, das Ueberladene. Auf einem Werke Vulkans glaubte Homer vollends die Gegenstände nicht genug häufen zu können. Warum er aber mehr Bilder des Friedens, als des Kriegs aufführt, davon liegt der Grund gleichfalls in dem Nationalgeist der Griechen, die Freunde der Fröhlichkeit und des Le-

bensgenusses waren, und die Bilder davon allenthalben, selbst auf tödtlichen Waffen und Grabmählern gern sahen. Unser sogenannter verfeinerter Geschmack duldet freylich dergleichen Verbindungen nicht mehr. Durch die Absonderung der Menschen in verschiedene Stände scheint es, als wären die vorhin dem Menschen überhaupt zukommenden Empfindungen und Gesinnungen vereinzelt, und diese das Antheil dieses, jene das Antheil jenes Standes worden. So soll z. B. alles um und in dem Soldaten alles kriegerisch seyn, u. s. w. Da dieß offenbar der Natur des Menschen widerstreitet, so läuft es auch meist nur auf Affektation und Ziererey hinaus. Homer, der für Griechen dichtete, zeigt in der Composition der Bilder, mit denen er den Schild des Achilles schmückt, so viel Ueberlegung und Einsicht, als Virgil, der für Römer sang.

(7.)

Zu S. 13.) Das letztere jedoch nicht immer, sondern nur in dem Fall, wenn das innere Bewußtseyn uns sagt, daß wir unter ähnlichen Umständen vielleicht nicht so gehandelt, nicht solcher Aufopferungen fähig gewesen wären.

(8.)

Zu S. 30.) »Tapferkeit und Großmuth, sagt der Verf., erregen erhabene Bewegungen« — aber

warum? — Was unsere Bewunderung erregen soll, das müssen wir über unsere Kräfte erhaben glauben. Gerechtigkeit und Güte wird von jedem Menschen gefodert; jedermann glaubt sich im Besitz dieser Tugenden; niemand hält sich selbst für ungerecht und hart. Tapferkeit und Großmuth hingegen erwartet man von den wenigsten Menschen: viele thun freywillig auf das Lob der letztern, und die meisten auf das Lob der erstern Verzicht.

(9.)

Zu S. 32.) Wäre es wirklich eine Regel ohne Ausnahme, daß die Rache die Seele nicht erhebe? Hat man nicht Beyspiele in Menge, daß sie ganz gewöhnliche Menschen, die, sobald die Leidenschaft sie verlassen, sich durch nichts auszeichnen, zu den größten und kühnsten Entwürfen begeistert, den Furchtsamsten Muth, den Wankelmüthigsten Entschloßenheit giebt? Auch Würde kann man der Rache nicht schlechterdings absprechen. Wirft eine Nation, die von Tyrannen zu Boden gedrückt worden, endlich das Joch ab, fodert sie die ihr geraubten Rechte zurück, nimmt sie an den Räubern derselben die blutigste Rache; so ist das eine Handlung, der es doch gewiß weder an Größe noch an Würde fehlt.

(10.)

Zu S. 33.) Sollte diese Behauptung mit dem gewöhnlichen Begriffe des Vergnügens bestehen können? Das Wesen desselben liegt in der Anschauung, und meistens in der sinnlichen Anschauung einer Vollkommenheit der Kunstwerke. Studiert man die schönen Künste mit dem Tiefsinne, den man auf eine Wissenschaft wendet, so arbeitet unser Geist, der Verstand beobachtet und erforscht die einzelnen Theile mit einem stillen Ernste, worin das Vergnügen unmöglich statt finden kann. Man sehe: den ersten Brief über die Empfindungen. Bibliothek der sch. W. 10. B. S. 235.

(11.)

Z. S. 37.) Die Gerechtigkeit (heißt es daselbst S. 57.) ist durch natürliche Sanction von der wirksamsten Art eingeschärft, und wird dadurch ein Gesetz im genauesten Verstande: ein Gesetz, das nie ungestraft überschritten werden darf. Sollte dieß Gesetz sich nun auch auf die Gutthätigkeit und andre Hülfstugenden erstrecken, so würde das in unserer Natur einen Widerspruch hervorbringen, indem es uns eine allgemeine Güte, zu welcher doch die eingeschränkte Fähigkeit und die noch eingeschränktern Umstände der Menschen gar kein Verhältniß haben, zu einer nothwendigen Pflicht machte. Aus dieser Ursache mußten Gut-

thätigkeit, Heldenmuth und alle außerordentlichen Uebungen der Tugend unsrer eignen Wahl überlassen werden, ohne ihrer Vernachläßigung eine Strafe hinzu zu setzen. Durften die Hülfstugenden aber nicht durch Strafen eingeschärft werden, so war es nöthig, daß sie durch Belohnungen ermuntert wurden. Denn ohne eine solche Ermunterung würden die Beyspiele derer, die ihre Vortheile den Vortheilen Anderer aufopfern, sehr selten seyn. Worin aber soll die Belohnung bestehn? Schwerlich läßt sich eine bessere und zweckmäßigere denken, als diejenige, deren sich die Natur wirklich bedient, indem sie diesen Tugenden den höchsten Rang anweist, ihnen eine vorzügliche Würde beylegt, und sie zu einer Quelle großer und erhabener Rührungen macht. Hätte sie die Haupttugenden in den ersten Rang gesetzt, so würde dieß freylich nicht wenig beygetragen haben, sie beliebt zu machen: da dieß aber nicht geschehen konnte, ohne die Hülfstugenden herabzusetzen, auf eine niedrige Stelle zu verstossen, und folglich ihrer Belohnung zu berauben, so würde diese Verwechslung der Gesellschaft sehr nachtheilig worden seyn. Ungerechtigkeit und Beleidigungen jeder Art wären freylich dadurch kräftig gehindert worden, aber zugleich auch die Ausübung der Güte und die unzählbaren Wohlthaten, die wir im gesellschaftlichen Stande von einander erhalten. Wenn es an der einen Seite unsrer Furcht ein Ende machte, so würde es an der andern

unsern Hoffnungen gleichfalls ein Ende machen; und alles mit Einem Worte zu sagen, wir würden mitten in der Gesellschaft einsame Wesen werden, welches, wo möglich noch schlimmer wäre, als mitten in einer Wüste einsam seyn.

(12.)

Zu S. 39.) Hieraus folgt indeß nicht, daß der Reiz oder die Anmuth sich blos auf willkührliche Bewegung einschränke. Ein schönes Frauenzimmer hört nicht auf reizend zu seyn, wenn es schläft; im Gegentheil werden während dieses Zustandes die unwillkührlichen, sanften, und eben deswegen desto anmuthigern Bewegungen des Körpers erst recht sichtbar.

(13.)

Zu S. 41.) Und das Theater noch mehr. Unstreitig ist die französische unter allen neuern Nationen diejenige, welche die Grazie — Anmuth mit Würde — in so fern sie ein Gegenstand der Kunst ist, am glücklichsten in wissenschaftliche Form gebracht hat, und sie mit dem größten Eifer studiert. Bey uns Deutschen findet leider gerade das Gegentheil statt. Der falsch verstandene und noch falscher angewendete Grundsatz von der Nachahmung der ungeschminkten Natur wird bald alle Grazie von unsern Theatern verbannt haben. Wie viel deutsche Schauspieler giebt es noch, welche

die Mittelstraße zwischen dem Aufgeblasenen und Platten zu finden vermögen? Unsere Maler reisen nach Rom, unsere Tonkünstler nach Venedig — wenn werden unsre Schauspieler nach Paris reisen?

(14.)

Zu S. 42.) »Home, sagt ein Rezensent desselben im 10ten Bande der Bibliothek der schönen W. und fr. Künste, unterscheidet glücklich den Begriff des Belachenswerthen vom Lächerlichen: dieses erregt eine vermischte Bewegung, die ein Hohngelächter äußert, und jenes erregt blos die Bewegung des Lachens.« — Hr. Flögel bemerkt hierüber im 1. B. der komischen Litteratur: »Meinhard und dieser Rezensent widersprechen hier einander offenbar. Home konnte unmöglich zwey so entgegengesetzte Erklärungen haben. Vermuthlich rührt der Widerspruch im Deutschen von der verschiedenen Uebersetzung der englischen Wörter Risible, Ludicrous, Laughable und Ridiculous her.« — Weder Home, noch Meinhard, sondern der Rezensent ist an diesem Mißverständniß Schuld, indem er entweder nicht recht gelesen, oder sich verschrieben hat. Meinhard übersetzt jedesmahl ganz richtig risible durch lächerlich und ridicule und ridiculous durch belachenswerth.

(15.)

Zu S. 43) Es fehlt viel, daß die travestirte Aeneide von Scarron und des Taßoni geraubter Eymer zu einer und derselben Gattung gehören sollten. Jenes Gedicht ist eine Art von Maskerade. Virgils Götter und Helden treten sämmtlich im Costume von Pariser Bürgern auf, und bleiben sich, so wie der Ton und die Manier des Dichters durchaus gleich: alles ist burlesk. Taßoni hingegen beschreibt, wie Saint-Mard in seinen Anmerkungen zum Lutrin richtig bemerkt, eine halb heroische und halb komische Sache. Die Personen dieses Gedichts sind theils blos heroisch, theils blos komisch, theils von vermischter Art. Die Schreibart ist ernsthaft oder lustig, edel oder niedrig, heroisch oder burleks, nach Beschaffenheit dessen, was der Verf. sagen will, und diese Verbindung macht das eigentliche heroisch-komische Gedicht.

(16.)

Zu S. 45.) »Der Verf. will Popens Lockenraub zu keiner von beyden obigen Gattungen rechnen, sondern es ein heroisch-komisches Gedicht nennen. Wir sehen aber nicht ein, warum sich dieses Werk nicht unter die zweyte Gattung (wohin das Pult von Boilean gehört) bringen lassen sollte? Daß ein rachsüchtiger Cavalier einem Frauenzimmer eine schöne Locke, worauf

sie stolz war, abschneidet, ist doch wohl keine erhabene Handlung? Daß aber Pope diese Handlung mit aller Pracht der Poesie vorstellt, das gehört nicht zum Wesen des Gedichts, sondern zur Ausführung, und diese macht keine besondere Verschiedenheit aus. Welche Erklärung kann übrigens seichter seyn, als wenn man dieses Gedicht mit Home so definirt: der Lockenraub ist eine muntere scherzhafte Dichtungsart, weniger gezwungen als die andere, die wir angeführt haben? (a genteel Species of writing, less strained etc.) Man merkt wohl, daß der Verf. seinem Landsmann gern einen besondern Platz auf dem Parnaß anweisen möchte.« Bibl. der sch. Wiss. 10. B. S. 235.

(17.)

Zu S. 46.) Der Verfasser des Versuchs über den Roman macht hierüber einige recht gute Bemerkungen, die nachgelesen zu werden verdienen. (S. 190.) Gegründet und von Nutzen ist die Eintheilung des Humors in zwey Klassen. »Man kann Humorist durch den Kopf — oder durch das Herz seyn; durch eigenthümliche Denkungsart und Urtheil von allen Dingen; oder durch eigenthümliche Empfindungen und Neigungen, denen man sich ohne Zwang und Zurückhaltung überläßt. Tristrams Vater ist ein Beyspiel für die erste, Onkel Toby und Trim für die andere. Auf den Humoristen der ersten Art scheint ein Theil von dem zu

passen, was Home vom Humor sagt u. s. w.« Doch läßt sich auch noch etwas für unsern Autor sagen. Wahrscheinlich hatte der Engländer bey seinem Räsonnement lebendige Originale von Humoristen, der Deutsche hingegen nur humoristische Charaktere in Büchern vor Augen, und leicht mag es mit dem Humor eben so gehn, wie mit viel andern Dingen, die in Beschreibungen und künstlichen Darstellungen sehr angenehm sind, in der Natur selbst aber bald widerlich werden. — Ferner sagt Home nicht, daß der Humor den Humoristen verächtlich mache, sondern nur, daß er unsre Achtung für ihn vermindere, und dieß scheint wirklich eine unausbleibliche Folge zu seyn. Jeder Humorist muß in einem hohen Grade einseitig seyn: Einseitigkeit aber zeigt immer eine fehlerhafte Beschaffenheit, es sey des Verstandes oder des Herzens, an. Damit verträgt sich übrigens eine wahre Zuneigung für denselben, und selbst ein hoher Grad von Achtung, der nur ohne diesen Flecken noch größer seyn würde. — Endlich mißt auch Home dem Humoristen nicht unanständige Sonderbarkeiten bey. Das Englische improper scheint hier mehr dem deutschen unschicklich zu entsprechen.

(18.)

Zu S. 59.) Seit Shaftesbury diesen Grundsatz von neuem vorgetragen hat, ist viel dafür und dagegen gesagt worden: meistens aber brachten Mißver-

ständnisse und Vorurtheile die Partheyen durch den Streit weiter auseinander, als sie vorher gewesen waren. Das Beste und Gründlichste ist wohl, was Flögel in seiner Geschichte der komischen Litteratur hierüber gesagt hat. (1. B. S. 104.) So viel ist gewiß, daß unser Verf. den Shaftesbury nicht verstanden haben kann, wenn er die Frage, so wie er thut, richtig bestimmt zu haben glaubt. Diese Bestimmung ist ganz gegen Shaftesbury Meynung. Bey Home's Räsonnement liegt eine Verwechselung der Begriffe zum Grunde, wogegen er im Eingang des Kapitels selbst gewarnt hat. Ein Gefühl des Lächerlichen giebt es freylich; (nur entscheidet dieß nichts über das Belachenswerthe) allein das Gefühl des Belachenswerthen ist ein Unding. Ob eine Sache belachenswerth, das heißt, wirklich ungereimt, unanständig und widersprechend sey, ist etwas, das der Verstand untersuchen muß, und das kein Gefühl in der Welt entscheidet. Ein Beyspiel wird die Sache deutlich machen. Daß die Erde ein kugelförmiger Körper sey, daß wir Antipoden haben, ist eine jetzt vollkommen ausgemachte Wahrheit. Es fragt sich nun, ob diese Vorstellung lächerlich gemacht werden kann? Allerdings: man darf nur aus Unwissenheit oder vorsetzlichem Mißverstand absurde Folgerungen daraus ziehen: man darf nur mit Lactanz sagen: De Antipodis sine risu nec dici nec audiri potest. Quisquam tam ineptus est, qui credat esse homines, quo-

rum

rum vestigia sint superiora, quam capita? aut ibi, quae apud nos jacent, inversa pendere? fruges et arbores deorsum versus crescere, pluvias et nives et grandinem sursum versus cadere in terram? etc. Das ist genug, die Idee lächerlich zu machen. Aber auch belachenswerth? Dieß ist unmöglich, oder die Wahrheit müßte aufhören können, Wahrheit zu seyn. Ehe man indeß so weit gekommen war, daß man diese Wahrheit unwidersprechlich demonstriren konnte, mußte sie nicht nur lächerlich, sondern auch wirklich belachenswerth scheinen. Das Lächerliche diente folglich in diesem Falle (und in jedem ähnlichen muß das Gleiche Statt finden) nicht zum Probierstein der Wahrheit, sondern vielmehr zur Bestätigung des Irthums.

(19.)

Zu S. 62.) Die Abtheilung des Witzes in Gedanken in solchen, der aus scherzhaften Bildern u. s. w. — ist unnütz und sogar unrichtig. Kein Gegenstand, kein Bild ist an sich scherzhaft, sondern wird es immer erst durch die Verbindung mit einem andern kontrastirenden: man lacht nie über einen von beyden verbundenen Gegenständen, sondern über die Verbindung selbst. Der Ausdruck: der Hintere, ist an und für sich nicht lustig, so wenig als der Begriff: Welt; sie werden es erst durch die Verbindung. Gesetzt aber auch, es gäbe Bilder, die an und für sich scherzhaft wären,

so würde der Gebrauch derselben immer kein Beweis von Witz seyn, wenn nicht auch die passende und überraschende Verbindung und Anwendung derselben auf einen andern Gegenstand hinzukäme.

(20.)

Zu S. 63.) Das Beyspiel scheint falsch gewählt. Man sieht offenbar, daß es eben nicht ein scherzhaftes Bild, sondern eine bloße Ironie, eine Anspielung auf den Ausflug, der vorher geht, seyn soll. Diese Anspielung kann indeß auch nicht überraschend seyn, weil die metaphorische Bedeutung gleich in die Augen fällt, so falsch sie auch gewählt zu seyn scheint. (S. Bibl. der sch. Wiss. 10. B. S. 237) Meinhard hatte surprise immer durch **Erstaunen** übersetzt: allein dieses ist keine nothwendige Wirkung des Witzes, wohl aber die **Ueberraschung**.

(21.)

Zu S. 86.) Man sieht den Grund nicht, warum der Verf. sich so sehr über dieses Wortspiel ereifert? Etwa, weil er glaubt, daß Wortspiele höchstens in Epigrammen zu dulden wären? Aber, was hindert uns dann, diese wenigen Verse, als ein wirkliches Epigramm, oder doch als eine epigrammatische Erzählung zu betrachten?

UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

(22.)

Zu S. 86.) Wortspiele sind nicht immer Zeichen eines ruhigen oder fröhlichen Gemüthes. Verdruß, Erbitterung, Haß, Neid, gekränkte Liebe, und fast alle Leidenschaften, wenn sie nicht zu einem sehr hohen Grad gestiegen sind, bedienen sich dieses Mittels der Befriedigung. In Lessings Streitschriften findet man eine Menge der witzigsten Wortspiele, und zwar da am häufigsten, wo sein Unmuth am sichtbarsten ist.

(23.)

Zu S. 87.) Im Deutschen kann man Voßens sogenannte schwergereimte Oden hieher rechnen. Uebrigens versteht es sich von selbst, daß diese Gattung von Witz, wenn sie nicht ächtem Witz blos zum Vehikel dient, eine sehr armselige Figur spielen müsse.

(24.)

Zu S. 88.) Daß die Repartie keine eigne Gattung des Witzes ausmache, ist gewiß, aber in das Gebiet des Witzes gehört sie immer. Der Grund, aus welchem der Verf. sie in manchen Fällen daraus verbannen zu können glaubt, ist gar kein Grund. Muß der Witz immer Lachen erregen? Wo liegt der Widerspruch, daß eine Bemerkung, ein Einfall sehr ernsthaft, und doch zugleich sehr witzig seyn könne? Der Verf.

ließ sich durch seine einseitige Vorstellung von Witz irre führen, der zu folge er blos in Bemerkung solcher Aehnlichkeiten, die scherzhaft sind und Lachen erwecken, bestehen soll.

(25.)

Z. S. 96.) Diese Bemerkung hat ihre vollkommene Richtigkeit, und muß sich dem aufmerksamen Beobachter täglich bestätigen. Wie oft sieht man nicht Leute sich auf das bitterste, auf ihr ganzes Leben, um der nichtswürdigsten Kleinigkeiten willen entzweyen, die einander oft in ungleich wichtigern Dingen wechselsweise nachgegeben hatten. Diese Schwachheit, diese Empfindlichkeit, deren selbst Leute von vielem Verstande nicht Meister werden können, müßte den Verf. sehr in Verlegenheit setzen, wenn er die Endursache davon angeben sollte.

(26.)

Zu S. 99.) Ein merkwürdiges Beyspiel hievon findet sich im ersten Bande der Memoiren des Süly, wohin wir die Leser verweisen, weil die Stelle zu lang ist, sie hieher zu setzen.

(27.)

Zu S. 102.) Ich gestehe, daß ich nicht einsehe, worin das Merkwürdige dieser Einrichtung liegen könn-

te? Da der angegebene Unterschied keinesweges wesentlich ist: da der Einfluß, den die Ausübung willkührlich erworbener Fertigkeiten (habits) auf den Körper hat, von dem, den die Ausübung natürlicher Triebe auf denselben hat, nicht im mindesten verschieden ist: da wir es so gar in unserer Gewalt haben, die Befriedigung der natürlichen Triebe fast eben so willkührlich an gewisse Stunden und Umstände zu knüpfen, als die der willkührlichen Gewohnheiten, so ist es wohl kein Wunder, wenn die Folgen in beyden Fällen dieselben sind. Die Natur geht hier nur ihren gewöhnlichen Weg. Der Verf. der so geneigt ist, in Bewunderung der weisen Endursachen und der weisen Mittel zu Erreichung derselben auszubrechen, schweigt hier über diesen Punkt. Vermuthlich, weil er fühlte, wie leicht einem Gegner seines Systems die Widerlegung werden würde. Du preisest, könnte er ihm einwenden, die Weisheit und Güte der Natur, die den Menschen zur Befriedigung der Triebe, die zur Erhaltung seines Geschlechts und gewissermaßen auch seiner Gesundheit dienen, durch eine gewisse Unbehaglichkeit gleichsam zwingt: aber du vergißest, daß eben diese Unbehaglichkeit ihn auch, und eben so unwiderstehlich, zur Befriedigung solcher Fertigkeiten hinreißt, die jenen und noch mehrern heilsamen Fertigkeiten gerade entgegen arbeiten. Ja, jene Winke der Natur lassen sich leichter verkennen, ihr Ruf läßt sich leichter verhören, als dem

tyrannischen Zwang willkührlicher Fertigkeiten sich widerstehen läßt. Ein mäßiger Mensch kann leichter eine Mahlzeit ganz übergehen, als ein Schlemmer sich mit einer blos frugalen begnügen. Dieß ist so unläugbar, daß es der Verf. in der Folge selbst einräumt.

(28.)

Zu S. 113.) Dieser Satz leidet, wenigstens bey einzelnen Individuen, eine große Einschränkung. Ein Liebhaber von Vergnügungen überhaupt wird gewiß am dritten Tag einen Ball nicht mit der Stärke des Vergnügens genießen, mit dem er am zweyten Tage einem Schauspiel, und am ersten einer öffentlichen Feyerlichkeit beywohnte, gesetzt auch, daß er an und für sich von allen dreyen ein gleich starker Liebhaber wäre.

(29.)

Ebendas.) Das ist freylich, genau genommen, nichts gesagt, und dennoch ist es alles, was sich über diesen und manchen andern Gegenstand der menschlichen Wiß- und Neubegierde sagen läßt. Wer sich damit nicht befriedigen, und schlechterdings mehr wissen will, den fertige man mit der Antwort ab, die einst Leibnitz einer Dame, die von ihm einen vollständigen und befriedigenden Unterricht über das Wesen transcen-

dentaler Gegenstände foderte. Madame, sagte er, vous voulez sçavoir le pourquoi du pourquoi.

(30.)

Zu S. 115.) Auch diese Behauptung kann nur unter großen Einschränkungen für richtig gelten. Gesetzt der Verdruß über Leiden und Unannehmlichkeiten jeder Art würde mit der Länge der Zeit und durch Wiederhohlung bey manchen Personen sehr geschwächt, und endlich vielleicht gar aufgehoben, so läßt sich das doch gewiß nicht von allen Menschen, deren Reizbarkeit so verschieden ist, in gleichem Grade behaupten. Sind überdieß die Leiden und Unannehmlichkeiten von sehr verschiedener Art, und wechseln sie sehr häufig ab, so ist wohl jedesmahl der Verdruß so gut als neu, und der Mensch kann dadurch in einen Zustand versetzt werden, in welchem, wie häufige Beyspiele lehren, nicht nur wirkliche Uebel, sondern auch bloße Visionen und Befürchtungen — und nicht blos wichtige Uebel, sondern oft die armseligsten Kleinigkeiten, die einen Andern gar nicht rühren würden, den schmerzhaftesten Eindruck auf seine wunde Seele machen.

(31.)

Ebendas.) Welch eine Behauptung! Die langweiligen Stunden, die der Reiche vielleicht dann und

wann im Schoos des Ueberflusses vergähnt, wäre eine Qual, die sich mit dem drückenden Elend und Mangel, den heißen, unbefriedigten Wünschen des Armen vergleichen ließe! Angenommen aber auch, der Satz — die Reichen besitzen, was die Armen genießen — hätte seine Richtigkeit, wäre ohne Einschränkung wahr, so würde er gerade das Gegentheil von dem beweisen, was der Verf. behauptet; so wären die Glücksgüter wiederum nicht gleich vertheilt; so wären die Armen reich, und die Reichen arm.

(32.)

Zu S. 125.) Der Grund hievon, heißt es daselbst, liegt in unserer Ueberzeugung von der Einförmigkeit der Natur. Diese Ueberzeugung gründet sich weder auf Erfahrung noch auf Vernunft, und kann folglich keinen andern Grund haben, als ein Gefühl. Dieses Gefühl von der Beständigkeit und Einförmigkeit in den Werken der Natur äußert sich auf eine merkwürdige Art bey vielen Dingen. Wir haben eine Ueberzeugung, daß Wesen, die in ihren äußern Erscheinungen gleich sind, auch Eine Natur mit einander gemein haben. Wir erwarten eine Gleichheit in den Theilen, woraus sie bestehen, in ihren Begierden und in ihrem Verhalten. Wir beobachten ein einförmiges Verhalten nicht nur gegen eben dasselbe Individuum, sondern auch gegen alle, die zu derselben Gattung gehören, weil wir

eine gleiche Erwartung von ihnen haben. Dieses Prinzipium hat einen solchen Einfluß, daß wir auch da Beständigkeit und Einförmigkeit hoffen, wo wir nach der Erfahrung das Gegentheil vermuthen müßten. Der Reiche denkt an keine Armuth, und der Elende an keine bessere Zeiten. — — Die Analogie ist eine der gewöhnlichsten Quellen unsrer Schlüsse, und die Stärke derselben wird durchgängig zugestanden. Die überzeugende Kraft eines jeden Beweises, der sich auf die Analogie gründet, entstehet aber allein aus diesem Gefühl der Einförmigkeit. Man vermuthet, daß Dinge, die in einigen besondern Stücken sich ähnlich sind, es auch in jedem andern seyn werden.

(33.)

Zu S. 128.) Der Verf. scheint diese Ideenverknüpfungen für natürlich zu halten, allein eine kleine Betrachtung lehrt, daß sie ganz zufällig sind. Unter allen europäischen Nationen findet gerade das Gegentheil statt. Man bezeigt seine Hochachtung nicht durch kleine, sondern durch große deutliche Buchstaben und einen merklichen Zwischenraum zwischen den Zeilen, welches auch weit natürlicher und vernünftiger ist. Die chinesische Gewohnheit ist aus einem Geist niederträchtiger Sklaverey entstanden, der die Seele stümpft, und alle Aeußerungen der Leidenschaften und Empfindungen am weitesten von dem simpeln Weg der Natur abführt.

(34.)

Zu S. 130.) Daß die Monologen im Ganzen nicht unnatürlich sind, ist außer Zweifel: dem ungeachtet kann der dramatische Dichter im Gebrauch derselben nicht vorsichtig genug seyn. Er hat jedesmahl dabey Rücksicht zu nehmen, auf die Situation, den Charakter, die Sitten, den Stand, die wahrscheinliche Erziehung, das Alter der sprechenden Personen, den Ort, wo sie sich befinden, u. s. w. Kinder sprechen oft Stundenlang laut mit sich allein. Alte Leute und Personen von geringer Geistescultur, die ihrer Aufmerksamkeit nicht Meister sind, lesen und denken gewöhnlich laut. Ein Monolog im Mund eines Bauern ist weit natürlicher, als im Munde eines Königs oder Hofmannes, den der beständige Zwang, und eine mechanisch gewordene Achtsamkeit auf sich selbst, auch da, wo er sich nicht beobachtet weiß, verschloßen und vorsichtig macht. Wenigstens muß bey diesem die Leidenschaft verhältnißmäßig weit stärker seyn. Der Monolog muß ferner so wenig als möglich Erzählung enthalten, und gleichwohl wird er dazu am meisten gemißbraucht. Auch die Beschaffenheit des Orts muß der Dichter in Betrachtung ziehen. Ein Monolog, der an einem entlegenen Platze, in einem Kabinet sehr natürlich ist, wird in einem Saal, der jedermann offen steht unverzeihlich u. s. w.

(35.)

Zu S. 145.) Schwerlich dürfte dieser Satz als allgemein gültig angenommen werden können. Schon unter Nationen, die in einem Zustande leben, welcher der Natur am nächsten kömmt, müssen sich häufige Ausnahmen finden, und die Zahl derselben muß nothwendigerweise wachsen, je verfeinerter der Zustand der Gesellschaft wird, je mehr der Mensch in derselben gewöhnt wird, den natürlichen Ausdruck seiner Mienen und Geberden umzubilden, eine Menge von Empfindungen ganz in sich zu verschließen, ohne sie körperlich zu äußern, und wiederum von der andern Seite Geberden und Mienen zu machen, ohne daß in seinem Innern eine ihnen entsprechende Empfindung vorhanden ist. Dazu nehme man den eben so häufigen Fall, wo Geberde und Empfindung in vollkommnem Widerspruche stehn.

(36.)

Zu S. 146.) Auch das ist nicht immer, sondern nur dann der Fall, wenn die Zuschauer ohnehin zum Vergnügen gestimmt sind. Findet das Gegentheil Statt, so bringt dieser Umstand eine ganz entgegengesetzte Wirkung hervor. Ein Mensch kann uns verhaßt werden, der uns in einem Augenblick, in welchem wir mit traurigen Gedanken und Empfindungen angefüllt sind, mit einer lachenden Miene empfängt.

(37.)

Zu S. 148.) Hier hat sich der Verf. wieder einmahl von seinem Hange zu teleologisiren zu einer unrichtigen Behauptung verleiten lassen. Wäre die Kraft, die er den äußerlichen Zeichen verdrießlicher, doch zugleich tugendhafter Leidenschaften zuschreibt, Sympathie und Theilnahme zu erregen, ihnen wirklich ausschließend eigen, so müßten sich auch vermöge derselben die tugendhaften Leidenschaften selbst von den lasterhaften unterscheiden lassen. Wenn wir ein Frauenzimmer den Verlust einer zärtlich geliebten Person beweinen sähen, so müßten wir aus den bloßen äußerlichen Zeichen abnehmen können, ob die Leidenschaft tugendhaft oder lasterhaft sey, ob die Trauernde einen Gatten oder einen Ehebrecher beweine? Dieß ist nun aber offenbar der Fall nicht, im Gegentheil läßt sich beweisen, daß kein äußerliches Zeichen der Leidenschaft, als solches, einen bestimmten unter allen Umständen gleichen Eindruck auf den Zuschauer hervorbringe. Dieser bestimmte Eindruck, und das daraus entspringende bestimmte Gefühl ist immer erst eine Folge des genau erkannten Charakters der Leidenschaft.

(38.)

Zu S. 154.) Mehrere vortrefliche Bemerkungen über die in diesem Kapitel nur leicht berührte Ma-

terie findet man in Engels Ideen zu einer Mimik, Berlin, 1785. 2. B.

(39.)

Zu S. 156.) So leicht diese Vorschrift zu geben, und so geschwind man sich von ihrer Richtigkeit und Nothwendigkeit überzeugen kann, so unendlich schwer ist es, sie zu befolgen. Vielleicht hat es von jeher nur zwey Dichter gegeben, die in Rücksicht auf diesen Punkt ganz untadelhaft sind — Homer und Ossian. So groß Shakspeare in den beyden ersten Rücksichten (der Uebereinstimmung der Leidenschaften mit den Charakteren und der Gesinnungen mit den Leidenschaften) ist, so ist er doch in der letztern Rücksicht (der Uebereinstimmung der Sprache mit den Gesinnungen) zu fehlerhaft, als daß er in diesem Stücke als Muster angeführt werden könnte. Die Gesinnungen, die er seinen Personen in den Mund legt, sind durchgehends den Leidenschaften, und die Aeußerungen derselben den Situationen angemessen, sehr selten aber ist es der Ausdruck den Gesinnungen. Und gleichwohl war es just diese unnatürliche, bombastische Sprache, an die sich die meisten seiner Nachahmer in Deutschland gehalten haben, und woran sie sich freylich auch halten mußten, weil es das einzige war, worin sie ihn zu erreichen hoffen konnten.

(40.)

Zu S. 157.) Fürwahr nicht die einzige Schwierigkeit. Personen, die ihre Imagination so erhitzen können, daß sie sich ganz in die Lage fremder Personen zu versetzen, ihren eignen Charakter auf eine Weile gleichsam zu vergessen und einen ganz verschiedenen anzunehmen vermögen, sind so gar selten nicht, wenigstens nicht so selten als vortrefliche dramatische Schriftsteller. Es muß also wohl noch etwas mehr dazu erfodert werden. Dieses Etwas aber ist nichts anders, als die ungleich seltnere Gabe, mitten in der Lebhaftigkeit und Illusion der Vorstellung kaltes Blut genug zu behalten, die schnell vor der Seele vorüberschwebenden Gestalten der Dinge, die sich durchkreuzenden Empfindungen ohne Verwirrung festzuhalten, und für den Ausdruck und die Darstellung jeder Empfindung, jedes Bildes den passendsten, oft einzig richtigen Ausdruck zu finden.

(41.)

Zu S. 161.) Was der Verf. hier von den tragischen Werken seiner Landsleute sagt, gilt eben so sehr von den meisten deutschen Produkten dieser Art. Unsere Dichter — es versteht sich mit Ausnahme derer, die diese Ausnahme verdienen — haben den Shakspeare nachgeahmt, aber mehr in der Form, dem Außerwesent-

lichen, als in dem wahrhaft Großen und Treflichen seiner Manier, der Schilderung der Charaktere, der Darstellung der Leidenschaften u. s. w. Dieser falsche Geschmack der Dichter hat nach und nach auch die Schauspieler verdorben, so daß wenn auch noch einzelne gute Stücke erscheinen, sie entweder gar nicht gespielt, oder bey der Vorstellung auf eine oft unglaubliche Art entstellt werden.

(42.)

Zu S. 168.) Nicht zu vergessen, daß dabey auch auf die Situation Rücksicht genommen werden muß. Ausbrüche der Leidenschaft, die sich in einer Situation mit dem Charakter vertragen, können in einer andern ihm geradezu widerstreiten.

(43.)

Zu S. 169.) So viel unwidersprechlich wahres in allen diesen Betrachtungen unsers Verf. liegt, so fehlt doch viel, daß sie ihn zu der Schlußfolge berechtigen sollten, die er daraus zieht, daß nehmlich die Manier des Corneille, Racine und Voltaire darum ganz verwerflich sey. Es ist wahr, die Leidenschaften sind unter allen Menschen gleich, auch ist es vielleicht, wenn sie einen hohen Grad der Stärke erreicht haben, der Ausdruck derselben: eben so wahr ist es aber auch,

daß verschiedene Nationen verschiedene Arten zu denken und zu fühlen haben Es ist mit ihnen, wie mit einzelnen Personen. Die Leidenschaften der einen lassen sich nicht leicht in Bewegung setzen: ist ihre Seele aber einmahl aus dem Gleichgewichte gebracht, so ist der Sturm auch weit heftiger und dauert weit länger. Ihre erste Empfindung bey einer höchst traurigen Nachricht ist nicht sehr lebhaft, allein der Schmerz wächst mit jedem Augenblick, und das Gefühl nimmt durch die Dauer an Lebhaftigkeit und Energie zu. Ein Anderer wird weit leichter und stärker gerührt, aber diese Rührung ist auch von desto kürzerer Dauer. An die Stelle des Gefühls tritt das Räsonnement. Die Empfindung wird durch Witz und Imagination überwältigt. Wie zwey Individuen dieser Art verhalten sich ungefähr die Engländer und Franzosen zu einander. Alle starken Leidenschaften erreichen bey den letztern selten die Höhe, wie bey den ersten, weil es ihnen unmöglich ist, sie lange zu nähren. So starke Ausdrücke derselben, wie man sie bey englischen Dichtern findet, kommen ihnen folglich unnatürlich vor, und wenn sie das gleich im Allgemeinen nicht sind, so ist die Nation doch berechtigt, sie von ihrem Theater zu verbannen. Der Dichter, der sich lange bey bloßen Empfindungen verweilt, ohne eine Bemerkung, eine Sentenz einzuflechten, wird ihnen langweilig: wer ihnen gefallen will, muß nicht so darstellen, wie Shakspeare, sondern wie

Nach-

Racine und Voltaire. Thorheit wär es, den Franzosen jenen, den Engländern diese oder uns Deutschen einen von ihnen ausschließend zum Muster aufdringen zu wollen. Wir Deutschen, deren Charakter gleichsam zwischen den der Franzosen und Engländer mitten inne liegt, wir können von jedem etwas nachahmen, und unsere besten Dichter, ja selbst Lessing, so sehr er auch gegen die französischen Tragiker eifert, haben es mit dem besten Erfolg gethan.

(44.)

Zu S. 195.) Der Verf. hat Recht, Galanterien dieser Art sind unnatürlich, wenn sie Personen des Alterthums und des rohesten Alterthums zugeschrieben werden: Unrecht aber, wenn er hinzusetzt, sie würden kaum in einem Gemälde der neuern französischen Sitten zu entschuldigen seyn. Dieser Geist der Galanterie ist bey den Franzosen nicht, wie bey andern Völkern, blos das Eigenthum einzelner Personen, sondern ein Zug ihres allgemeinen Nationalcharakters. Sie können also mit Recht von dem Dichter, der ihnen gefallen will, fordern, daß er sich nach den daher entstandenen Conventionen bequeme. Man ist nicht berechtigt, den französischen Dichter zu tadeln, daß er seine Helden galant schildert; höchstens nur, daß er diesen französischen Sitten und Charakteren griechische und römische

Namen giebt. — Die getadelten Stücke des Racine waren seine ersten tragischen Versuche.

(45.)

Zu S. 208.) Das genannte Stück ist von C. Cibber, und das beste unter seinen Lustspielen. Was der Verf. tadelt, verdient vielmehr, als ein sehr feiner und richtiger Charakterzug, Lob. Man beobachte Leute, die von dem Temperament der Lady Easy, sanft und zur Schwermuth geneigt sind. Nur selten wird sie etwas außer Fassung setzen, werden aber ihre Leidenschaften einmahl erregt, setzt sie ein sehr wichtiger Vorfall, es sey nun in frohe oder traurige Stimmung, dann sind auch die Ergießungen ihrer Gefühle, so wie die Gefühle selbst, weit stärker und heftiger, als bey andern sonst weit lebhaftern Personen.

(45b.)

Zu S. 209.) »Theseus. Aus Haß gegen den »Treulosen, der diese Strafe dulden müssen, hab ich »anfangs, ich gesteh es, deine Nachricht mit Vergnü»gen gehört. Nur aber macht die Ehrfurcht gegen die »Götter, und die Betrachtung, daß dieser Elende mein »Sohn war, daß ich über dieses Unglück mich eben so »wenig freue, als gräme.« — — Diese Stelle ist weit tadelhafter, als irgend eine, die der Verf. in französischen Dichtern aufzufinden vermochte. Und zwar

ist sie es nicht blos aus dem von ihm angegebenen Grunde, nicht blos der Form, sondern auch des Inhalts wegen. Es ist ganz der menschlichen Natur zuwider, daß zwey entgegengesetzte Bewegungen oder Leidenschaften sich, ohne vorhergegangnen Kampf, rein gegen einander aufheben, daß nicht die eine von beyden, wenigstens auf eine Zeit, den Sieg davon tragen sollte! Racine kömmt in derselben Situation der Natur weit näher. Er läßt im ersten Augenblick bey seinem Theseus die Vaterliebe siegen, ihn seinen Wunsch bereuen ꝛc.

O mon fils! cher espoir que je me suis ravi;
Inexorables Dieux, qui m'avez trop servi!
A quelle mortels regrets ma vie est réservée!

Nur hätte er ihn die Götter, die dießmahl sich nur allzu geschwind erbitten ließen, nicht sollen unerbittlich nennen lassen.

(46.)

Zu S. 209.) Vieles tadelt der Verf. an französischen Dichtern mit Grund; oft aber auch ist sein Tadel mehr spitzfindig, als treffend und gerecht. Die Beyspiele des Fehlerhaften sucht er ängstlich meist in französischen Dichtern auf: daher kömmt es denn, daß manches Beyspiel nicht paßt, z. B. die hier angeführten. Fürs erste ist es unrichtig, daß Esther das Ur-

theil schon gehört habe, als sie diese Zeile sagt. Mardochai hat ihr nur in allgemeinen Ausdrücken die schreckliche Post überbracht:

Nous sommes tous perdus, il est fait d'Israel —

Hierauf versetzt sie (versteht sich nach einer Pause, die ihr Schrecken ausdrückt:)

Juste ciel! tout mon sang dans mes veines se glace —

Und das soll nicht natürlich seyn! Man beobachte doch eine Person, der ein großes Unglück unbestimmt angekündigt wird. Man nehme hinzu, daß diese Nachricht, so wie hier, ganz unerwartet kömmt. Ein solcher Streich betäubt wie ein Donnerschlag, und die Betäubung raubt auf eine Weile die Erinnerung des eben Gehörten. Man fühlt im ersten Augenblick nur seine körperliche Unbehaglichkeit, die sich mit den Worten: Gott, wie ist mir? wie wird mir? — oder ähnlichen Ausdrücken äußert. Freylich muß die Pantomime dabey zu Hülfe kommen, wenn die wahre Empfindung durch falschen Vortrag nicht den Schein des Unnatürlichen bekommen soll. Hätte sich der Verf. die Szene und die Action nur mit einiger Lebhaftigkeit gedacht, so würde er diesen Tadel nicht vorgebracht haben. — Eben so ungegründet ist der Einwurf gegen die nächste Stelle. Haman sagt diese Worte nicht zur Esther, sondern zu sich selbst, indem er sich entweder, oder vielmehr, indem

Esther voll Abscheu sich von ihm wendet. Racine bedient sich blos einer Freyheit, die Shakspeare sich so gut, wie die französischen Dichter erlaubt, und die man dem dramatischen Dichter schlechterdings nicht versagen kann — er läßt seine Person laut sagen, was sie im wirklichen Fall vielleicht blos gedacht und empfunden haben würde. Uebrigens sind die Worte Hamans passend zu seiner Lage und seinem Charakter.

(47.)

Zu S. 214) Menschen dieser Art, ja noch lasterhaftere, die alle Menschlichkeit gänzlich abgelegt zu haben scheinen, giebt es gewiß, oder man müßte der Geschichte alle Glaubwürdigkeit absprechen: wenn sie gleich nicht sehr häufig seyn mögen. Entschuldigt ist indeß der Dichter dadurch nicht, der solche Charaktere, aus vielen Gründen, und schon ihrer Seltenheit wegen nicht schildern sollte.

(48.)

Zu S. 222.) Fälle dieser Art kann es allerdings geben. Weit unnatürlicher ist es hingegen, anzunehmen, daß sich jemand wünschen könne, ein Unglück noch stärker zu fühlen, als er es wirklich fühlt.

(49.)

Zu S. 224.) Diese Stelle ist mehr des Ausdrucks, als des Gedankens wegen tadelhaft. Es ist wahr, dieser enthält einen Widerspruch; allein welches Gesetz verbindet den Dichter, seinen Personen nur Wahrheiten in den Mund zu legen. In der Poesie ist jeder Gedanke wahr, der sich mit dem Charakter, der Leidenschaft u. s w. der er beygelegt wird, verträgt. Eine Menge ungereimter Kritiken, die man vorzüglich bey ältern Kunstrichtern über den Homer und andre Dichter findet, entstanden aus dem falschen Grundsatz, nach welchem sie in dichterischen Werken lauter absolut wahre Gedanken, und lauter moralisch gute Gesinnungen suchten.

(50.)

Zu S. 234.) Fürwahr eine sonderbare Behauptung, welche die Erfahrung durchaus widerlegt. Jedermann wird täglich und stündlich aus dem Munde von Leuten, die auch der strengste Richter nicht aus der Zahl der Vernünftigen ausschließen würde, Gedanken und Einfälle hören, die gewiß nicht, mit dem Verf. zu reden, Figur machen. Vielleicht ist es auch dem vernünftigsten Menschen unmöglich, es ganz dahin zu bringen, und brächte er es dahin, so dürfte es schwerlich ein wahrer Vortheil für

ihn seyn. Wer möchte der Freund, der Vertraute, die Geliebte einer Person seyn, die einer solchen kalten Bedachtsamkeit und Zurückhaltung fähig wäre, als dazu nothwendig erfordert würde?

(51.)

Zu S. 241.) Wie viel Ausnahmen diese Behauptung leide, ist schon oben erinnert worden. Eine Kritik, die dieß bestätigt, sehe man in Sherlocks Briefen, 1. Th.

(52.)

Zu S. 262.) Diese Verse sind schlechterdings unübersetzlich, und gründen sich auf ein im Deutschen nicht nachzuahmendes Wortspiel mit hart (der Hirsch) und heart (das Herz). In der vorigen Ausgabe steht in der ersten Zeile gleichfalls heart und der Uebersetzer giebt es: „O Welt, du warst der Wald dieses Herzens „und dieses ist in der That das Herz von dir“ — aber das ist nicht Wortspielerey, sonder Nonsense.

(53.)

Zu S. 263.) Die Franzosen haben dafür die eigene Benennung Amphigouri. Solchen Amphigouri findet man in den Werken der größten Schriftsteller, vorzüglich der Dichter, deren nur wenige ganz frey davon seyn dürften. So wie es den besten Köpfen bis-

weilen begegnen kann, daß sie etwas schreiben, was keinen Sinn, sondern nur den Schein davon hat, eben so lassen sie sich auch bisweilen bey ihren Urtheilen über fremde Sachen täuschen, und glauben da Sinn zu finden, wo keiner ist. Man gab einst dem Fontenelle vier Verse, die er anfangs sehr artig fand, und nur nach wiederholter Lektüre für Amphigouri erkannte.

(54.)

Zu S. 266.) Mit den Ausdrücken: klaßischer Schriftsteller, klaßisches Werk, ist seit einiger Zeit großer Mißbrauch getrieben worden. Man hat sie oft von sehr mittelmäßigen, oder, mit nicht geringerm Unrecht, von guten aber bey weitem nicht genug ausgearbeiteten Schriften gebraucht. Zu einem Werke, das den Namen klaßisch mit Recht führen soll, scheint erforderlich zu seyn: 1) daß der Verfasser seine Hand davon abgezogen, und dadurch erklärt habe, er halte es entweder für vollkommen, oder wisse wenigstens ihm keinen höhern Grad der Vollkommenheit zu geben. 2) Daß dieses Werk nicht blos von den competenten Richtern unter den Zeitgenossen des Verfassers, sondern auch mehrerer Generationen nach ihm als ein Muster in seiner Art anerkannt worden. Wer nur einigermaßen in der Geschichte der Litteratur und des Geschmacks bewandert ist, kann keinen Augenblick an der Nothwendigkeit dieser letztern Bedingung zweifeln. Wie viel

Schriftsteller sind von ihren Zeitgenossen fast einstimmig für Originalgenies, und ihre Werke klaßisch gepriesen worden, die in den folgenden, oft noch in demselben Jahrhundert vergessen, oder was noch schlimmer ist, verachtet waren! Und man darf nicht glauben, daß die Richter, deren Urtheil von der Nachwelt so kräftig widerlegt wurde, immer nur Leute ohne Geschmack waren, oder in rohen Zeiten lebten. Aus der Menge nur ein paar Beyspiele anzuführen, so weiß man, wie Boileau von Voiture, Hagedorn von Brockes, Sulzer von Bodmer, und ein großer Theil ihrer aufgeklärtesten Zeitgenossen mit ihnen urtheilte, und wie gleich die nächsten Generationen diese Anweisungen auf Unsterblichkeit mit Protest zurück gaben. Welche von unsern kürzlich verstorbenen und noch lebenden Dichtern und Prosaisten den Namen klaßischer Schriftsteller verdienen, hierüber sind nicht die galanten Kunstrichter unsrer Tage competente Richter, sondern die Leute von Geschmack, die um das Jahr 1900 und noch später hin leben werden.

(55.)

Zu S. 273.) Spitzfindigkeiten, in die sich offenbare Unrichtigkeiten eingeschlichen haben! oe und ae sind gar keine Diphtongen, sondern wahre Vokale. Der Irrthum, sie für Diphtongen zu halten, entstand aus der Bezeichnungsart des einfachen Tons durch ein dop-

peltes Zeichen. — Wenn man dem Verf. auch zugeben wollte, daß le beßer klinge, als das einfache e, so muß er wiederum zugeben, daß das einfache e besser klingt, als z. B. re, te u. s. w. Genug als allgemeine Regel kann es nicht gelten, daß der doppelte Ton angenehmer sey, als der einfache. Der sonderbare Grund, den der Verf. für seine Behauptung aus der göttlichen Vorsicht hernimmt, beweißt nichts. Bey der ersten Bildung der Sprachen war Verständlichkeit und Deutlichkeit das Einzige, wonach die Menschen strebten: auf das Angenehme und Unangenehme nahmen sie erst später Rücksicht, nachdem den wesentlichern Erfordernissen Genüge geleistet war. Diese Periode trat indeß gleichwohl bey jeder Nation, deren Sprache von hinlänglicher Dauer war, mit der Zeit ein: je länger je mehr bemühte man sich, die rauhen Töne mit sanftern zu verwechseln, das Ueberflüßige wegzuwerfen u. s. w. welches aber, bey der Voraussetzung des Verf. gewiß nicht geschehen seyn würde.

(56.)

Ebendas.) Eine Behauptung, die gleichfalls alle Erfahrung gegen sich hat. Viele Töne, die einzeln nichts weniger als unangenehm sind, werden es durch die Verbindung. Dieß fühlte, von den Griechen an, jede Nation mehr oder weniger, je nachdem ihr Gehör feiner und geübter wurde, und suchte dem Mislaut

durch Veränderung des einen oder des andern Tons, durch Hinwegnehmung oder Hinzusetzung eines Buchstabens u. s. w. abzuhelfen. So sagten die Griechen ελλαμπω für ενλαμπω; die Lateiner alluo für adluo; die Italiener pambolitto für pan bolitto; die Spanier dezildo für dezidlo. Wenn wir Deutschen schon diese Freyheit uns noch seltner nehmen, so verändern wir doch oft des Wohlklangs wegen den Ton einer Sylbe oder eines Buchstabens, wenn es auch gleich in der Schriftsprache nicht angedeutet wird. b klingt wie p vor t, in Abt, Geliebt u. s. w.

(57.)

Zu S. 274.) Dieser angegebene Grund ist nicht der wahre. Im Deutschen wird die Länge und Kürze der Sylben nicht aus ihrem Bau, sondern durch den Grad ihrer Bedeutsamkeit und ihre Stellung bestimmt. Da nun in einer Reihe von Sylben, die Worte und einen verständlichen Satz ausmachen, selten mehrere auf einander folgende Sylben einen gleichen Grad von Bedeutsamkeit haben können, so ist das Deutsche ein steter Wechsel langer und kurzer, längerer und kürzerer Sylben. Selten folgen zwey, noch seltner drey gleich kurze, selten zwey, und fast niemahls drey gleich lange Sylben auf einander.

(58.)

Zu S. 286) Hier sind einige Beyspiele aus deutschen Dichtern, die wir mit eben der Besorgniß anführen, als der Verf. die seinigen aus den römischen Dichtern.

— Die Bahn — auf der der beschweifte
Komet
Sich selbst dem doppelten Auge verliert.
Klopstocks Oden, 1. B. 3. O.

Lautheulend zuckt der Sturm.
Ebendas. 1. B. 11. O.

Deß spott' ich, ders mit Klüglingsblicken
Höret, und kalt von der Gloße triefet.
Ebendas. 2. B. 2. O.

Des Sees vögelumschwirrtes Geräusch.
Voß Elegien.

Das Elend, das jeden Schweifenden
Mit kalter, fremder Schreckenshand erwartet.
Göthes Iphigenie.

Ein gewaltsam neues Blut —
Ebendas.

Alterfahrne, vielen Sinn
Verknüpfende Gespräche —
Ebendas.

(59.)

Zu S. 288.) Warum soll das adjecit aliquid receptae religioni eben auf eine neue Lehre, einen neuen Ritus deuten? — Die Stelle sagt, im Zusammenhange, offenbar mehr, als der Verf. darin findet. Der Glaube der Griechen an ihre angenommene Religion, versichert Quintilian, werde durch dieses Bild nicht nur bestätigt, sondern ihre Begriffe, ihre Vorstellung von der Majestät des unsichtbaren Gottes selbst würden dadurch erhöht und veredelt.

(60.)

Zu S. 297) Ein sonderbarer Tadel. In didaktischen und philosophischen Werken sind freylich Antitheſen dieser Art nicht zu dulden: allein in einem Schauspiel, das eine Nachahmung nicht der Charaktere und Sitten, sondern auch der Ausdrücke und Wendungen des Umgangs seyn soll, sind sie oft wahre Schönheiten. Was hört man im gemeinen Leben häufiger, als solche Spiele, wie das angeführte mit den Wörtern schwer und leicht ist.

(61.)

Zu S. 299.) Diese Stelle Cäsars ist nicht aus dem von dem Verf. angegebenen Grunde, sondern der fehlerhaften, verworrenen Stellung der Glieder des Perioden

wegen zu tadeln. Alles, was darin gesagt wird, kann ohne Zwang in Einem Perioden Platz bekommen. Ohngefähr so: Die Sueven sind so abgehärtet, daß sie an den kältesten Orten sich in fließendem Wasser baden, und keine Kleider tragen, als Felle, die so klein sind, daß sie den größten Theil des Körpers unbedeckt lassen.«

(62.)

Zu S. 307.) Mit Recht erinnert Hr. Adelung (Ueber den deutschen Styl. 1. Th. S. 257.) dagegen, daß der Verf. hier zu weit gehe, und uns durch diesen zu strengen Grundsatz wenigstens um die Hälfte der besten Perioden so wohl bey den ältern als neuern Schriftstellern bringe. »Wenn (fährt er fort) zwischen den verschiedenen Personen und Oertern, welche in einer Periode Statt finden können, eine natürliche und ungezwungene Verbindung möglich ist; so sehe ich nicht ein, warum man sie nicht in einer und eben derselben Periode sollte vereinigen können.« — So viel bleibt aber auch von der andern Seite wahr, daß die strenge Einheit der Scene, sehr viel zur höchsten Klarheit des Styls beyträgt, und wenigstens nicht verletzt werden sollte, als bis dadurch ein wesentlicher Vortheil, oder eine andere größere Schönheit hervorgebracht werden kann.

(63.)

Zu S. 312.) Doch findet hievon gerade das Gegentheil statt, wenn die Bindewörter sehr nah auf einander gehäuft werden, wo sie dann zum Ausdruck des Großen, Fürchterlichen, Schauervollen, Ungestümen ꝛc. sehr wirksam sind.

(64.)

Zu S. 318.) Diese vier Zeilen sind ein Zusatz Meinhards, der blos von der deutschen Sprache gilt. (Im Englischen findet diese Ausnahme nicht Statt, sondern das Verbum steht in jedem Falle zwischen dem handelnden und leidenden Subjekt.) Uebrigens ist die Bedingung, die er hinzusetzt, nicht allemahl nöthig. Einige neuere deutschen Dichter haben sich, nach dem Beyspiel einiger ihrer Vorgänger aus dem vorigen Jahrhundert, eines Logau z. B. erlaubt, auch ohne daß eine Partikel der Zeit oder des Orts vorhergeht, Subjekt und Prädikat dem Verbo vorzusetzen.

(65.)

Zu S. 320.) Diese Regel ist nur im Englischen allgemein gültig. Im Deutschen hingegen wird oft, besonders in der Poesie, die Präposition weggelassen, so bald nur kein Mißverständniß daraus entsteht: Man

sagt: eine Bluhme süßen Duftes, ein Weib guter Art u. s. w.

(66.)

Zu S. 326.) Zum Verständniß dieser Stelle muß erinnert werden, daß der Philosoph (in den Briefen über den Enthusiasmus) von den günstigen Wirkungen spricht, welche die Ueberzeugung von der Gegenwart einer Muse auf die Seele des Dichters thun müße, da schon die Gegenwart gemeiner Sterblichen die Menschen bewege, ihre Kräfte mehr anzustrengen, als wenn sie sich allein wissen.

(67.)

Zu S. 341.) Dieß jedoch nur dann, wenn dieser Name in dem Satze die Hauptidee ist. Mit Recht fängt daher Ramler seine erste Ode an:

Friedrich, du dem ein Gott, das u. s. w.

oder Uz:

Mein Gleim, der in beglückter Luft u. s. w.

Hingegen setzen diese Dichter mit gleichem Rechte in folgenden Beyspielen den Namen der wesentlichern Idee nach:

Sey Richter, liebster Gleim ꝛc.
Zeuch, Alexander, hin, bis zu den ꝛc.

Bisweilen

Bisweilen kann es so gar eine besondere Schönheit werden, den Namen lange zu versparen, wie in der Ramlerischen Ode: der du dem blutenden Cäsar u. s. w.

(68.)

Zu S. 342.) Hier giebt der Verf. wiederum ein Beyspiel, wie viel Nationalvorurtheile auch über aufgeklärte Geister vermögen. Wir müßten uns sehr irren, oder unbefangene Leser werden just das Gegentheil von dem finden, was Home behauptet. Sie würden eher aus diesem Beyspiele folgern (wenn anders Ein Beyspiel irgend etwas beweisen könnte) daß Racine einen feinern Geschmack gehabt haben müsse, als Addison. — So bald der Mensch nur irgend lebhaft empfindet, so setzt er in der Rede immer die Hauptidee voraus: und hier ist offenbar die Idee der Furcht Gottes, nicht die Person, gegen welche diese Idee geäußert wird, das Wesentlichere. Jeder Leser von Geschmack fühlt, daß zwischen den beyden Gliedern des Satzes, deren jedes mit einem eignen Ton der Stimme gesagt seyn will, eine Pause statt finden muß, und eben in dieser Pause steht der Name der Person, die angeredet wird, und auf welchem hier nicht der mindeste Nachdruck liegt, an seinem rechten Orte.

(69.)

Zu S. 342.) Wiederum eine leere Spitzfindigkeit. Der Dichter richtete die zweyte Anrede wahrscheinlich aus keinem andern Grunde anders ein, als um den Mißlaut der zusammen treffenden gleichen Töne zu vermeiden; vielleicht auch blos der Abwechselung wegen. An die Schönheit, die ihm der Verf. unterschiebt, hat er schwerlich gedacht, auch ließe sich noch bezweifeln, ob diese genaue Ausmeßung des Grades der Achtung gegen Vater und Sohn im Munde der Sünde — denn diese läßt der Dichter hier sprechen — eine Schönheit seyn würde.

(70.)

Zu S. 353.) Versteht sich, daß dabey immer genaue Rücksicht auf die Gattung genommen werden muß, in der man arbeitet. Eine Inversion kann dem Styl in der That mehr Lebhaftigkeit, Würde oder Grazie geben, aber sie streitet mit wesentlichern Zwecken, mit dem der Materie angemessenen Tone, und muß deshalb der gewöhnlichern Wendung nachgesetzt werden. Im Allgemeinen lassen sich hierüber keine Regeln geben: Beurtheilungskraft und Geschmack muß in jedem einzelnen Falle entscheiden. Daß diese aber unter der Menge unsrer Schriftsteller in Versen und Prose seltne Talente seyn müssen, erhellt aus tausend sprechenden

Beyspielen. Wir haben Zeitungen nicht blos im rednerischen, sondern im epischen Style, und Trinklieder mit pindarischen Wortverbindungen. Geschmacklose Schriftsteller tragen alle kühnen Inversionen, Wendungen und Ausdrücke der Poesie in die Prose über, rauben ihnen dadurch die Neuheit, den Nachdruck, und die Kraft zu überraschen, und nöthigen auf diese Weise endlich die Dichter, wenn sie nicht matt scheinen wollen, sich in Schwulst zu versteigen.

(71.)

Zu S. 365.) Diese Regel bedarf eine Menge näherer Bestimmungen und Einschränkungen, wenn sie nicht mehr irre leiten, als den richtigen Weg führen soll. Der Vorleser historischer, philosophischer und überhaupt aller solcher Schriften, die blos den Verstand belehren sollen, muß sich solcher Malereyen fast gänzlich enthalten, wenn er nicht unerträglich werden soll, und auch bey dichterischen Werken kann die pünktliche Beobachtung dieser Regel oft zu wahren Ungereimtheiten führen. Richtiger hätte der Verf. unstreitig gesagt: »Der Vorleser suche durch den Ton seiner Stimme nicht so wohl die Beschaffenheit des erwähnten Gegenstandes an sich auszudrücken, als die Empfindung, die durch denselben bey der Person, mit welcher er in Beziehung steht, erzeugt wird, oder von der Person auf den Gegenstand übergeht.«

(72.)

Zu S. 368.) Was der Verf. hier von der Länge und Kürze der Sylben sagt, daß sie durch die Gewohnheit bestimmt werde, gilt nur vom Englischen, nicht von unsrer Muttersprache. Indeß würde ein aufmerksamer und scharfsinniger Forscher vielleicht selbst in jener Sprache bisweilen den Grund der Accentuation entdecken, so willkührlich und zufällig sie beym ersten Anblick zu seyn scheint. Einen Fingerzeig giebt der Verf. selbst, wenn er aus entgegengesetzten Charakterzügen der Engländer und Franzosen zu erklären wagt, warum beyde in den meisten Fällen die Haupt- und Stammsylbe der Wörter unbetont lassen, die Engländer hingegen den Accent auf die Anfangssylben, so wie die Franzosen auf die Endsylben legen.

(73.)

Zu S. 378.) Völlig einerley sind der griechische und lateinische Hexameter nicht. Mit Uebergehung minder wichtiger Verschiedenheiten, nur ein paar der wesentlichern anzuführen; so wird man in den lateinischen Dichtern wenig Verse finden, die nicht entweder den einfachen Abschnitt nach dem zweyten oder den doppelten nach dem ersten und vierten Fuß hätten. Die Griechen waren hierin weit weniger gebunden, auch erlaubten sie sich weit mehr skazontische Verse.

(74.)

Zu S. 382.) Deutlicher und bestimmter wäre die zweyte Regel so ausgedrückt: »Niemahls dürfen mehr als zwey kurze Sylben unmittelbar auf einander folgen, aber auch nie weniger als zwey.« (Da der Verf. die Abmessung nach Füssen hier mit Fleiß vermeiden wollte, so hätte er auch nicht von Theilen des Verses sprechen sollen, worunter man sich doch nichts anders, als die gewöhnlichen Füsse denken kann.) Die dritte Regel ist auch nicht bestimmt ausgedrückt: »Nach zwey langen hinter zwey kurzen Sylben dürfen nicht wieder zwey kurze stehn.« Daraus könnte man vielleicht folgern, wenn also gleich nicht nach zwey, doch wohl nach vier, sechs langen; allein dieß geht eben so wenig. Man drücke also die dritte Regel so aus: »Die Zahl der auf einander folgenden langen Sylben muß immer ungleich seyn, doch dürfen sie, vom Anfang des Verses an gezählt, nicht über neun steigen.« *) Uebrigens können sie in folgenden Weisen auf einander folgen: 1: 3: 5: 7: 9. — Wahr ist es, die blos willkührliche Eintheilung der Verse in Füsse hat die

*) Den skazontischen Vers ausgenommen, der entweder aus zwölf auf einander folgenden langen Sylben bestehen kann, oder aus eilfen und einer kurzen Schlußsylbe.

Grammatiker zu sonderbaren Irrthümern verleitet, von der andern Seite aber gewährt sie auch wiederum so viel wahre Vortheile und Bequemlichkeit, daß sie immer beybehalten zu werden, und den Vorzug vor der von dem Verf. vorgeschlagenen Methode verdient.

(75.)

Zu S. 386.) Der Verf. irrt sich. Kein guter lateinischer Dichter braucht diesen Abschnitt, den man im Deutschen den weiblichen nennt. Jeder ihrer Verse, der nicht den gewöhnlichen einsylbigen Abschnitt im dritten Fuß hat, hat an deren statt zwey, wie die hier angeführten Beyspiele, (S. Nr. 73.) die also nicht auf die vorgeschriebene, sondern auf folgende Weise scandirt werden müssen:

Pupillis || quos dura premit || custodia matrum —
In terris || oppressa gravi || sub religione —
Et quorum || pars magna fui || quis talia fando —

Deutsche Beyspiele:

Zähme den Stolz || die Jugend entschlüpft || wie flüchtige Träume —
Färbte der Schmerz || mir das ganze Gesicht || wie Rosen der Thau färbt.

(76.)

Zu S. 387.) Dieser Vers des Ennius ist wirklich schlecht, ohne die mindeste Spur von Wohlklang: nur im Grund des Tadels irrt Home. Der Vers hat keinen fehlerhaften, sondern überhaupt gar keinen Abschnitt: und er wird eben deshalb unangenehm, weil man einen Ruhepunkt sucht, ohne ihn zu finden. Eine kurze Sylbe kann nie einen Abschnitt machen, oder eine Pause andeuten: Die Mißhelligkeit zwischen ihrer Dauer, und dem nothwendigen Verweilen der Stimme auf derselben ist zu auffallend.

(77.)

Zu S. 390.) Hier liegt offenbar ein Mißverständniß zum Grunde, indem der Verf. den Accent mit dem zweyten Abschnitt verwechselt. Der wahre Unterschied ist dieser. (Zur Vermeidung der Zweydeutigkeit wollen wir das, was der Verf. Abschnitt nennt, Region nennen.) Hat der Vers den einfachen Abschnitt in der fünften Region, so fällt der Accent auf die siebente Region; hat der Vers hingegen den doppelten Abschnitt in der dritten und siebenten Region so fällt der Accent umgekehrt auf die fünfte Region. Also:

Non bene pro meritis || capitûr nec tangitur ira —
Nuda genu || nodôque sinus || collecta fluentes —

Im Deutschen ist es eben so:

Weder Verdruß noch Gram || gieht Hymen der Stifter der Freuden —

Wenig behagt || mir der Sömmer, er quält || mit wüthender Hitze —

(78.)

Zu S. 393.) Mehrere Kunstrichter haben diesen Tadel von dem Dichter abzuwenden geglaubt, daß sie behaupten, Horaz habe durch diese Nachläßigkeiten seine Verse absichtlich der Sprache des gemeinen Lebens näher zu bringen gesucht. Dieß ist ein Grund, der allerdings durch den Inhalt seiner Sermonen und Episteln Gewicht erhält; viele allzurauhe und holpriche Verse entschuldigt diese Hypothese dennoch nicht genug, und immer läßt sich noch dagegen einwenden, warum wählte er nicht gleich eine Versart, durch welche er diese Absicht, ohne solche gewaltsame Mittel erreichen konnte? Dürfte man ferner nicht auch annehmen, daß Horaz in der Kunst des hexametrischen Versbaues eben kein Meister gewesen? Giebt es nicht auch unter unsern besten Dichtern viele, von denen Einigen nur reimlose, Andern nur gereimte Verse vorzüglich glücken? Gelingen nicht selbst in der erstern Gattung dem einen lyrische Verse beßer, als Hexameter, und so umgekehrt?

(79.)

Zu S. 394.) Dieser Satz leidet ungemein viel Einschränkungen. Nur in dem allerkleinsten Theile englischer sowohl als deutscher jambischer Verse ist die Zahl der Längen und Kürzen gleich groß. Sehr richtig bemerkt daher Herr Moritz in seiner Prosodie (4. Br.): »Bey einer strengen Prüfung würde kaum der kleinste Theil unsrer jambischen, trochäischen u. s. w. Verse die Probe aushalten, doch ist es auch nicht nöthig, daß z. B. der jambische Vers aus lauter reinen Jamben bestehe. Immerhin mag sich das jambische Versmaas durch den Spondäus, Daktylus, Anapäst ꝛc. der Absicht des Dichters gemäß hindurchwälzen (denn dieser muß freylich immer wissen, was für einen Fuß, und warum er ihn setzt) wenn es nur immer wieder zu sich selbst zurück kehrt.« In folgenden fünffüßigen Jamben sind sechs Kürzen gegen vier Längen:

Von dem Geleit der Furien, er sprach —
Zum letztenmahl und schüttelte das Mark —
Mit ängstlichen Gefühlen sehen muß —
Beschleunige die Hülfe, die ein Gott —

Vier Kürzen hingegen gegen sechs Längen in folgenden:

Und dann steh fest, er bringe, was er will —
Leb wohl, und wende dich zu uns und gieb —
Bist du gastfreundlich diesem Könighaus' —

In folgenden Alexandrinern sind fünf Längen gegen acht Kürzen:

Mich feig verließ, und ich dem wüthenden Gefechte —

Dieß himmlische Talent die Menschen zu regieren —

und in diesen:

Ihn zu verherrlichen, zu predigen sein Wort —
Hat er das schrecklichste, verruchteste gewagt —

gar nur vier Längen gegen acht Kürzen.

(80.)

Zu S. 396.) Meinhard hat hier beynahe alles, was der Verf. von der englischen Quantität sagt, auf die deutsche angewendet; allein seit einiger Zeit ist diese Materie näher untersucht, und der Ungrund dieser Meynungen in das hellste Licht gesetzt worden. Den wahren Grundsatz der deutschen Prosodie hat Hr. Adelung zuerst entdeckt, Hr. Moritz aber umständlich entwickelt, näher bestimmt und angewendet. Länge und Kürze der Sylben hängt im Deutschen nicht vom Bau derselben, sondern von ihrer größern oder geringern Bedeutsamkeit, und da diese unter verschiedenen Umständen verschieden seyn muß, von der Stellung der Wörter und Sylben ab. Unbedingt und immer lang ist nur das Substantivum und Adjectivum, unbedingt und immer kurz nur die an sich bedeutungslose Vorschlagssylbe.

Die Ausführung und die Beweise hievon sehe man in der erwähnten Prosodie nach. — — Auch darin irrte sich Meinhard, wenn er glaubte, der deutsche Vers müsse dem lateinischen schon deshalb an Melodie weichen, weil dort jede Sylbe ihre bestimmte, unveränderliche Quantität habe, welches im Deutschen der Fall nicht sey. Bey einer nur etwas aufmerksamen Untersuchung wird man finden, daß wir wenigstens eben so viel unveränderliche Längen und Kürzen haben, als die Lateiner. Welch eine Menge Sylben im Lateinischen, die von Natur kurz sind, werden nicht durch die Position lang, und tönen folglich zwiefach? Die übrigens nicht zu läugnende größere Harmonie des lateinischen Verses rührt folglich von ganz andern Umständen, und zwar großen Theils von der Bestimmungsart der Quantität der Sylben ab. Im Lateinischen wird die Länge und Kürze derselben fast immer sogleich aus ihrer Struktur, aus der geringern oder größern Schwierigkeit der Aussprache erkannt: zwey Consonanten nach einem Vokal machen diesen Vokal nothwendig lang: im Deutschen hingegen trift es sich sehr häufig, daß eine Sylbe mit drey, vier und mehrern harten Consonanten demohngeachtet kurz ist, so wie umgekehrt leicht und sanft auszusprechende Sylben, ihrer Bedeutsamkeit wegen, lang sind. Der Verstand gewinnt nun zwar dabey, allein das Ohr, für welches am Ende

doch alle Verse überhaupt gemacht werden, kömmt dabey sehr zu kurz.

(81.)

Zu S. 425.) Der Verf. unterstützt diese Theorie durch Beyspiele aus Popens Lockenraube. Aehnliche deutsche Beyspiele würden sich schwerlich haben finden lassen, da wir kein einziges Gedicht von einigem Umfang in fünffüßigen kuplettweise gereimten Jamben besitzen. Auf unsern Alexandriner, den wir an deren Statt brauchen, passen diese Regeln nicht, weil dieser den Abschnitt unveränderlich nach der sechsten Sylbe hat. Für die Kenner der englischen Sprache wollen wir von jeder Gattung Beyspiele hersetzen, und ihnen selbst das Urtheil überlassen, in wie fern der Verf. hier mehr feinen Geschmack oder mehr Spitzfindigkeit zeigt.

Zur ersten Klasse:

On her white breast, a sparkling cross she wore,
Which Jews might kiss and infidels adore.
Her lively looks a sprightly mind disclose,
Quick as her eyes, and as unfix'd as those:
Favours to none, to all she smiles extends;
Oft she rejects, but never once offends.
Bright as the sun, her eyes the gazers strike,
And, like the sun, they shine on all alike.
Yet graceful ease and sweetness void of pride,

Might

Might hide her faults, if belles had faults to hide:
If to her share some female errors fall,
Look on her face, and you'll forget 'em all.

»Wenn man dem Grund von der auffallenden Munter»keit dieser Stelle nachspürt, so wird niemand, der nur »einiges Gehör hat, in Abrede seyn, daß die Melodie »der Verse einen guten Theil daran hat. Alle Zeilen »gehören sämtlich in die erste Klasse: ein ungewöhnli»cher Umstand bey dem Verfasser dieses Gedichts, der »sich durch die Mannichfaltigkeit in seiner Versifikation »so auszeichnet. Wer kann demnach noch zweifeln, daß »sein feiner Geschmack ihn darauf geleitet habe, sich in »dieser Stelle vorzugsweise der Verse aus der ersten »Klasse zu bedienen?«

Zur zweyten Klasse:

Our humble province is to tend the fair,
Not a less pleasing, though less glorious care;
To save the powder from too rude a gale,
Nor let th'imprison'd essences exhale;
To draw fresh colours from the vernal flowrs;
To steal from rainbows, ere they drop their showrs, etc.

Zur dritten Klasse:

To fifty chosen sylphs, of special note,
We trust th'important charge, the petticoat,

»Mehrere Zeilen von der vierten Klasse nach einander »würden keine gute Wirkung thun, indem sie wegen »ihrer auffallenden Neigung zum Fall eigentlich dazu »bestimmt sind, einen Perioden zu schließen. Die Le»ser müssen sich folglich mit Beyspielen begnügen, in »denen diese Klasse mit andern gemischt ist.«

Not louder shrieks to pitying Heav'n are cast,
When husbands or when lapdogs breath their last.

und:

Steel could the works of mortal pride confound,
And hew triumphal arches to the ground.

und:

With earnest eyes, and round unthinking face,
He first the snuff-box open'd, then the case.

(82.)

Zu S. 428.) Man sieht, der Verf. läßt keine Gelegenheit vorbey, die französischen Dichter zu tadeln. Was er ihnen hier zum Fehler anrechnet, kann sehr oft vortrefliche Wirkung thun. Gesetzt aber auch, diese Art den Sinn mitten in einem Distichо zu schließen, und eine neue Materie anzuheben, wäre immer ein Fehler, so ist er wenigstens den Dichtern dieser Nation nicht eigen: Engländer, Italiener, Deutsche machen sich desselben eben so oft schuldig.

(83.)

Zu S. 431.) Dieß wird kein Ausländer, wenigstens kein Deutscher dem Verf. so leicht zugeben. Und dieser ist in der Materie gleichwohl der zustehendste und unpartheyischste Richter, weil er beyde Gattungen in seiner Sprache hat, und ihre Vorzüge ganz unbefangen gegen einander abwägen kann. Der deutsche fünffüßige reimlose Jambe ist, wenigstens, allen Wohlklangs, aller Mannichfaltigkeit fähig, die der Verf an dem englischen heroischen Verse rühmt, und gleichwohl setzt man ihn in dieser Rücksicht allgemein dem deutschen Hexameter nach, der doch die Vollkommenheit des alten Hexameters bey weitem nicht erreicht.

(84.)

Zu S. 433.) Der Verf. stellt hier wieder ganz einseitig nur die Mängel des Alexandriners, als heroischen Verses der Franzosen auf, und verschweigt seine Vorzüge, die ihn für viele Gattungen der Poesie zu einer so passenden Versart machen. Er hat einen ernsthaften, gesetzten, feyerlichen Gang, der dem Ton der lehrenden und betrachtenden Muse so angemessen ist. Keine Versart ist geschickter, einen wichtigen, sentenziösen Gedanken auszudrücken, und dem Gedächtnisse einzuprägen. Der Elegie ist er im Deutschen ungleich angemessener als der lateinische elegische Vers u. s. w.

(85.)

Zu S. 435.) Daß die deutsche Sprache hievon ausgenommen werden muß, bedarf wohl kaum einer Erinnerung. In einer Note behauptete Meinhard, das Urtheil über den englischen Hexameter werde mit wenig Veränderungen auch vom deutschen gelten können: eine Behauptung, deren Ungrund am Tage liegt. Eine andere Vermuthung, die er bey dieser Gelegenheit äußert, daß nehmlich die Quantität der Sylben im Lateinischen und Griechischen so bestimmt und unveränderlich nicht gewesen, als wir jetzt annehmen, hat keinen sichern Grund, und nicht einmahl viel Wahrscheinlichkeit. Wie unbegreiflich und unerklärbar wäre unter dieser Hypothese die Uebereinstimmung aller noch vorhandenen Dichter im Gebrauch der Längen und Kürzen in diesen Sprachen! Die wenigen Ausnahmen, die sich etwan auffinden ließen, beweisen so wenig, als die Nachläßigkeit und Licenz unsrer Dichter, eine Sylbe unter denselben Umständen bald lang, bald kurz zu brauchen, für einen Mangel bestimmter Quantität in unserer Sprache beweisen kann.

(86.)

Zu S. 443.) Wer wird dem Verf. hierin beystimmen? Wer wird wünschen, Wielands Musarion,

Hallers philosophische, Cronegks Lehrgedichte in reimlosen Versen zu lesen?

(87.)

Zu S. 445.) Es läßt sich schwer einsehen, warum der Verf. eben der Melodie des Verses, und ihr allein die Kraft zuschreibt, Ungereimtheiten des Inhalts erträglich zu machen. Eher ist das die Folge der Lebhaftigkeit und des Reizes der poetischen Darstellung überhaupt, verbunden mit dem Wohlgefallen, das die Menschen an allem Wunderbaren, Seltnen und Außerordentlichen haben, und worüber sie bey einem Dichter nicht selten Wahrheit, Wahrscheinlichkeit, Mangel an Verbindung u. d. g. vergeßen. Uebrigens stellt der Verf. den Gang dieser Episode nicht ganz richtig dar. Daß Aristäus die verlornen Bienen nicht durch natürliche Mittel zu ersetzen sucht, wird niemand befremden, der mit dem Geist des rohen Alterthums, in welche diese Geschichte fällt, bekannt ist. Damahls hielten die Menschen, wie sie noch jetzt auf gleich niedrigen Stufen der Cultur thun, jeden Unfall für eine unmittelbare Folge des Zorns einer Gottheit. »Cyrene soll ihrem Sohn rathen den Proteus zu befragen, nicht über die Art, wie er einen neuen Bienenschwarm bekommen könne, sondern blos durch welches Schicksal er den seinigen verloren.« Allein auch das erstere liegt mit in den Worten der Mutter:

Expediat morbi causam, *eventusque secundet.*

Aristäus erfährt auch wirklich, was er zu wissen braucht, nehmlich daß er Götter, und welche Götter er erzürnt habe. Mit der Versöhnung derselben war der Ersatz seines Schadens von selbst verbunden. Das Hauptopfer des Aristäus galt nicht dem Orpheus, sondern den Napäen. Wie der Verf. sich wundern kann, daß Aristäus dem todten Orpheus ein Opfer zur Versöhnung bringt, ist unbegreiflich? Eben, weil er nicht mehr lebte, war das, dem Wahn der Griechen zufolge, nöthig. Uebrigens giebt der Dichter diese Art, Bienen zu erzeugen, keinesweges wie Home behauptet, für ein untrügliches Mittel, sondern für ein solches aus, das bey den Aegyptern, dieser für abergläubisch und leichtgläubig bekannten Nation, für zuverläßig gelte:

Omnis in hac certam regio jacit arte salutem.